

Predigt über Markus 3,31-35

Da kommen seine Mutter und seine Brüder. Und sie standen draußen, sandten zu ihm und ließen ihn rufen. Um ihn herum saßen die Leute, und man sagte zu ihm: siehe, deine Mutter und deine Brüder und Schwestern draußen suchen dich. Er antwortete ihnen: wer sind meine Mutter und meine Brüder? Und er blickt um sich auf die, die im Kreis um ihn saßen, und spricht: siehe – meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.

Wir bekommen Jesus nicht in den Griff. Denn er lässt sich nicht greifen, nicht binden, weder einbinden noch anbinden, lässt sich nicht domestizieren. Er war, ist und bleibt ein freier Mensch, reagiert ausgesprochen spröde und abweisend, wenn Menschen, wie hier, versuchen, sich seiner zu bemächtigen, seiner habhaft zu werden; ihm zu sagen, was er tun und was er lieber lassen soll, wohin er gehört und was sich gehört.

Wir nennen uns Christinnen und Christen, Kirche Jesu Christi, seine Gemeinde, weil wir mit ihm leben, uns von ihm was sagen, von ihm lernen, seine Jüngerinnen und Jünger sein wollen; wir betrachten uns als die Seinen, wollen zu ihm gehören, ihm angehören, ihm gehören – das aber heißt nicht, dass Jesus uns gehört. Doch die Gefahr, Jesus festzulegen, sich zurechtzulegen, ihn einzubinden, zu definieren, also zu begrenzen, ihn zu vereinnahmen, ist vielleicht für Menschen, die ihn lieben – wie in unserer Geschichte – besonders groß. Für die einen ist Jesus der Heiland, der uns in Trübsal tröstet; für andere der Befreiungskämpfer, der Durchbrecher aller Bande, der Parteigänger der Armen; für wieder andere Lehrer und Vorbild, dem wir nachfolgen, der uns zwingend, bezwingend, eindringlich deutlich macht, was wir zu tun haben. Und das ist ja alles auch nicht falsch. Doch unsere Geschichte zeigt, dass es sich bei all diesen Festlegungen um Freiheitsberaubung handelt, jedenfalls um Versuche, ihn daran zu hindern, frei zu reden und zu handeln. Da wird Jesus zum Gegenstand, gewiss zu einem besonders wertvollen, besonders verehrten Gegenstand, aber damit doch zum Inventar, zu einem Teil der Einrichtung unseres Lebens. Und wir spüren: mit seiner Freiheit berauben wir Jesus auch seiner Wirksamkeit. Wozu noch Bibel lesen und Predigt hören, wenn wir ohnehin schon ungefähr oder recht genau wissen, was Jesus sagt? Wozu noch kirchliche Erklärungen und Verlautbarungen, Gemeindebriefe, Wochenzeitungen, Radiosendungen wahrnehmen, wenn in ihnen mit keinerlei Überraschungen zu rechnen ist, sondern nur mit dem, was von der Kirche zu erwarten ist?

Gerade weil wir uns als die Seinen betrachten, ist es für uns höchst beunruhigend, dass es wenige Verse vor unserem Text heißt: Die Seinen zogen aus, ihn zu greifen, denn, sagten sie: er ist außer sich geraten, ist von Sinnen, ist verrückt geworden. Die Seinen – das sind, wie wir nun hören, seine Mutter und seine leiblichen Geschwister. Sie wollen ihn an seinem öffentlichen Auftreten hindern, ihn in den Schoß der Familie zurückholen. Er muss verrückt geworden sein – wir müssen ihn vor sich selbst schützen. Denn sie machen sich Sorgen um ihn, ahnen: was Jesus sagt und tut – das ist gefährlich, das wird nicht gut ausgehen. Und diese Sorge haben nicht nur seine leiblichen Verwandten. Als Jesus ein paar Kapitel später selbst ankündigt, dass er leiden wird und getötet werden, da nimmt ihn Petrus beiseite und versucht, ihm das auszureden – Petrus, der oft im Guten und weniger Guten die zwölf Jünger vertritt –, doch er dringt damit nicht durch.

Auch die Mutter und die Geschwister Jesu dringen nicht durch – sie sind draußen, heißt es zweimal. Das ist zum einen wörtlich, räumlich gemeint: Jesus ist in einem Haus, von Anhängern umringt, es ist kein Durchkommen. Das ist zum anderen aber auch inhaltlich gemeint: die Familie bleibt draußen vor, findet auch geistig keinen Zugang zu dem, was Jesus sagt und tut, zu der Bewegung, die er angezettelt hat.

Jesu Mutter und Geschwister senden nach ihm aus, lassen ihn rufen – und diese beiden Worte sind hier auffällig, denn kurz zuvor wird erzählt, wie Jesus seine zwölf Jünger rief, berief, sie zu seinen Aposteln, seinen Gesandten machte. In diesem Zusammenhang klingt es so, als sende die Familie nun ihrerseits Apostel aus, nicht von Jesus berufen, sondern um Jesus zu rufen. Und diese Gegenapostel werden von Jesus schroff zurückgewiesen. Wer sind meine Mutter und meine Geschwister?, fragt er, stellt damit buchstäblich die Autorität der Aussendenden in Frage. Er beantwortet seine Frage selbst, indem er auf die blickt, die ihn umringen, wörtlich und inhaltlich zwischen ihm und seine Verwandten sich drängen, und erklärt sie zu seiner Mutter, zu seinen Geschwistern. Doch er sagt nicht: meine Geschwister sind die, die ich gerade berufen und zu Aposteln gemacht habe, sondern: wer den Willen Gottes tut, ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter.

Die besondere Schärfe des Tons im Markusevangelium hängt nicht mit der Situation im Leben Jesu zusammen, sondern mit der bei der Entstehung dieses Buchs. Nach Ostern, in der Urgemeinde in Jerusalem hat nämlich die leibliche Familie Jesu durchaus eine wichtige Rolle gespielt, da stand sie gar nicht draußen. Einer der leiblichen Brüder Jesu, Jakobus, auch der Herrenbruder genannt, wurde nach dem Weggang des Petrus ihr Leiter. Der biblische Jakobusbrief geht entweder auf ihn zurück oder wurde später in seinem Namen geschrieben. In ihm hören wir deutliche Reserven gegenüber dem von Paulus geprägten Christentum, besonders beim Thema Glaube und Werke, wie man umgekehrt auch bei Paulus eine Fremdheit gegenüber Jakobus und den anderen Säulen oder Erzaposteln in der Jerusalemer Gemeinde spürt. Diese nachösterlichen Spannungen in der frühen Christenheit spiegeln sich im Markusevangelium, das in Kreisen entstand, die von Paulus beeinflusst wurden und seine Fremdheit der leiblichen Verwandtschaft Jesu, insbesondere Jakobus gegenüber, übernommen hatten.

Es geht Markus also nicht darum, dass Jesu leibliche Herkunft, sein Judesein, keine Rolle spielt. Sondern er wendet sich gegen eine Kirche, vor allem ihre Leitung, die allzu gewiss ist, dass sie zu Jesus gehört und er ihr gehört. Sie kann, sagt er ihr, ganz draußen vor sein, den Zugang zu Jesus verloren haben. Denn Jesus sträubt sich gegen seine Vereinnahmung, seine Inbesitznahme. Er gesellt sich zu denen, die Gottes Willen tun, ob Christen, Juden, Atheisten, erklärt sie zu seinen Verwandten. Wir dürfen und sollen mit ihm, mit seinen Worten und Taten, auch außerhalb der Kirche rechnen. Er fragt weniger nach unserem Glauben als nach unserem Tun.

Doch in dieser kritischen Zurückweisung kirchlicher Gewissheiten steckt eine große Verheißung und eine Einladung zum Experiment: versucht doch einfach mal, Gottes Willen zu erkennen und dann auch zu tun. Seid doch nicht von vornherein so sicher, dass das unmöglich ist; dass der Wille Gottes nicht erkennbar und schon gar nicht erfüllbar ist. Dann werdet ihr was erleben, werdet mehr von Jesus mitkriegen, werdet erfahren, dass ihr seine und darum auch einander Brüder und Schwestern seid, er sich als Bruder zu uns stellt.

Und Jesus verheißt nicht nur: wer den Willen Gottes tut, ist mein Bruder, meine Schwester, sondern seltsamerweise auch: ist meine Mutter. Eine Gemeinde aus Brüdern und Schwestern Jesu, die darum auch unter sich geschwisterlich verbunden ist – die geht mit Jesus schwanger, spürt seine Herztöne, ist guter Hoffnung, bringt Jesus hervor, bringt ihn zur Welt, bringt den Juden Jesus zur Welt der Völker.

Amen.